

Christoph CORNELISSEN, Roman HOLEC, Jiří PEŠEK (Hgg.): *Diktatur – Krieg – Vertreibung. Erinnerungskulturen in Tschechien, der Slowakei und Deutschland seit 1945* (= Veröffentlichungen der Deutsch-Tschechischen und Deutsch-Slowakischen Historikerkommission 13). Essen (Klartext) 2005, 500 Seiten.

Ausgangspunkt des Sammelbandes sind praktizierte Versuche einer politischen Normierung des kollektiven Gedenkens in den kommunistischen Gesellschaften und die Neubegründung der politischen Systeme nach 1989, die einer tieferen historischen Legitimität bedurften als nur einer Politik der Abrechnung mit der jüngsten Vergangenheit.<sup>1</sup> Als spezifisch ost- bzw. ostmitteleuropäische Bedingungen müssen dabei neben Schweigegeboten über die Vorgänge um Flucht und Vertreibung nach 1945 die kollektive Entlastung des Gedächtnisses vor 1989 durch Verschiebung von Hypothesen aus der Vergangenheit in Richtung Westen, beispielsweise über antifaschistische Gründungsmythen, angesehen werden. Die ‚Bösen‘ waren immer die anderen! Eine präzise Einordnung der Forschungstraditionen und -konzepte zum Thema Erinnerungskultur unternimmt Christoph Cornelißen. Begriffsgeschichtlich setzt die Vorstellung von Erinnerungskulturen mit Friedrich Nietzsches Kritik an einem Übermaß an historischer Bildung ohne konkreten Lebensbezug ein (*Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben*, 1874); ferner nennt Cornelißen Aby Warburg sowie Maurice Halbwachs, der die soziale Bedingtheit des Erinnerns herausgearbeitet hat. Hiervon ausgehend ergaben sich für erinnerungskulturelle Betrachtungen Anstöße aus drei Richtungen innerhalb der Geisteswissenschaften:

- Die kürzlich noch kontrovers und polemisch diskutierte linguistische Wende und den „iconic turn“ der Kulturwissenschaften.<sup>2</sup>
- Den wissenschaftlichen Diskurs an der Grenze zu den Naturwissenschaften, Medizin und Sozialpsychologie über Formen, Inhalte und Aufbau des Gedächtnisses.
- Die mentalitätsgeschichtliche Wende in den Geschichtswissenschaften.

Im Gefolge dieser komplexen Entwicklung [...] stiegen Erinnerung und Gedächtnis, aber auch das übergeordnete Konzept der ‚Erinnerungskultur‘ zu Leitbegriffen der neueren Kulturgeschichtsschreibung auf.<sup>3</sup>

<sup>1</sup> Cornelißen, Christoph/Holec, Roman/Pešek, Jiří: Politisch-historische Erinnerungen in Mittel- und Osteuropa seit 1945, 9–24, 10.

<sup>2</sup> Siehe hierzu zusammenfassend Peter Schöttler (1997): Wer hat Angst vor dem „linguistic turn“? – In: *Geschichte und Gesellschaft* 23/1. Göttingen, 134–151

<sup>3</sup> Cornelißen, Zur Erforschung von Erinnerungskulturen in West- und Osteuropa. Methoden und Fragestellungen, 25–44, 30.

Die Konzeption der Erinnerungskulturen verläuft teilweise synonym zu dem von Geschichtskultur, sie umschließt Formen des ahistorischen und anti-historischen kollektiven Gedächtnisses aller anderen Repräsentationsmodi von Geschichte. Aber bei Erinnerungskultur liegt eine stärkere Betonung des funktionalen Gebrauchs (als bei Geschichtskultur) im Sinne von Erinnerungs-, Vergangenheits- oder Geschichtspolitik vor. Der Hamburger Politologe Peter Reichel sieht vier Handlungsfelder in der Beschäftigung mit Fragen der Erinnerungskultur: die politisch-juristische Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, die Geschichte der öffentlichen Erinnerungs- und Memorialkultur, die Geschichte der ästhetischen Kultur und die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Vergangenheit. Für Cornelißen ergeben sich daraus fünf unterschiedliche Zugangsweisen: Neben die sozialen Rahmenbedingung des Erinnerens (Vergangenheitsdeutungen durch Eliten) treten Generationsaspekte sowie der Stellenwert von Nation und Nationalstaat. Nationen produzieren kollektive Erinnerungen und sind gleichzeitig Ergebnis kollektiver Identifikationsprozesse. Ferner sind der Einfluss von Religionen und Ideologien als Ordnungsrahmen und die Rolle der Medien zu berücksichtigen. Soweit das theoretische Tableaux, auf dem erinnerungskulturelle Einzelstudien in ff. Sektionen erfolgen: Die Funktionen der Geschichtswissenschaft für den Prozess der öffentlichen Erinnerung; Das Gedenken an Diktatur und Krieg in politischen Reden 1945–1995; Orte der Erinnerung; Die Visualisierung von Diktatur und Krieg in Spiel- und Dokumentarfilmen; Die politisch-publizistische Debatte über die Vertreibungen; Die Aufarbeitung von Kriegs- und Nachkriegserfahrungen seit dem Zusammenbruch des Kommunismus in Ost- und Ostmitteleuropa.

Detlef Brandes beschäftigt sich mit Fragen der Kollaboration und analysiert hierzu den Fall Hácha und die Protektoratsregierungen und -verwaltung, gegen die entsprechende Vorwürfe erhoben wurden. Brandes kann jedoch einen wichtigen Unterschied herausarbeiten: die Kooperation von Staatspräsident, Protektoratsregierung und Nationaler Gemeinschaft mit Autoritäten des 3. Reiches lässt sich nicht wie das System von Vichy als Staatskollaboration bezeichnen.<sup>4</sup>

Miroslav Kunštát analysiert Vergangenheitsbilder in den Reden der ersten drei kommunistischen Präsidenten der Tschechoslowakei. Vor allem bei Gottwald erscheinen Topoi wie ‚Weißer Berg‘ und das ‚München-Syndrom‘ als zentrale Begründungsmuster der politischen Rede.<sup>5</sup>

<sup>4</sup> Brandes, Detlef: *Attentismus, Aktivismus, Verrat. Das Bild der Kollaboration im ‚Protektorat Böhmen und Mähren‘ in der tschechischen Historiographie seit 1989*, 101–148, 148.

<sup>5</sup> Kunštát, Miroslav: *Bilder der Vergangenheit in den Reden der ersten drei kommunistischen Präsidenten der Tschechoslowakei*, 149–171.

Einen Schwerpunkt nehmen Fragen des Vertreibungsdiskurses ein, bei dem in Polen und der Tschechoslowakei grundlegende kontextuelle Unterschiede wichtig werden. Bei der Vertreibung aus der ČSR kommt es zu keiner territorialen Veränderung (vertrieben wurden Staatsbürger der Tschechoslowakei), das Kriegsende wird zudem in der Heimat erlebt (keine Flucht vor heranrückender Roter Armee).<sup>6</sup> Neben den damit verbundenen Konsequenzen für politische, juristische und moralische Bewertungsmaßstäbe ergeben sich nach Claudia Kraft einige zentrale Leitfragen:

Wie wurde bzw. wird die Vertreibung der Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg in das jeweilige nationale Selbstbild integriert, welchen Stellenwert besitzt sie dort? Welche Rolle bestimmt die Vermischung von drei Ebenen, die das Thema zumeist impliziert: nämlich der moralischen, der politisch-juristischen sowie der wissenschaftlich-historischen? Welche Bedeutung wird der Beschäftigung mit der Vertreibungsthematik für die Entwicklung eines zivilgesellschaftlichen Selbstverständnisses in den Ländern seit 1989 zugeschrieben? Wie kommt es zu der Wahrnehmung der angeblich besonders guten deutsch-polnischen bzw. der immer noch gespannten deutsch-tschechischen Beziehungen? (330)

Als Hintergrund der ‚Vertreibungslösung‘ wird der nicht unpopuläre Entmischungsgedanke genannt verbunden mit einer Tendenz, die Beziehungen zwischen Tschechen und Deutschen vor dem Hintergrund integraler nationalistischer Antagonismen quasi teleologisch zu deuten. Umgekehrt nahm die Diskussion im Samizdat den Verlauf, die gesamte tschechische Geschichte, also auch die Etablierung der kommunistischen Herrschaft, durch das Prisma der Beziehungen zu Deutschland zu betrachten und moralisch zu bewerten. So zeigt sich bei Danubius (Ján Mlynárik) eine Verbindungslinie zwischen fachhistorischem und moralischem Interesse am Vertreibungsthema Ende der 1970er.

In der Zeit nach 1989 erfolgt ein Wechsel zur Bezeichnung ‚vyhnání‘ (vorher dominierte die Bezeichnung ‚odsun‘), eine semantische Verschiebung, die mit dem Vorwurf eines tschechischen Schuldeingeständnisses konnotiert wurde. Ein anderes Begründungsmuster ist im Topos der Veröstlichung zu erkennen, nach dem erst die Vertreibung der Deutschen zur ethnischen und dann – gewissermaßen als Vorbereitung der kommunistischen Herrschaft – zur sozialen Vereinheitlichung führte!

In Polen ist die Situation insofern anders, als es zu einer Überkontextualisierung der Ereignisse mit entlastender Funktion im Innern kam. So kann auch bei Anerkennung deutschen Leids die polnische Opferrolle aufrechterhalten werden, da sich Polen im Komplex der Vertreibung als passiver Akteur versteht. In Tschechien entspringt die Kontextualisierung weniger einer entlastenden als aufklärenden Funktion, die weit über die reinen Kriegs- und

<sup>6</sup> Kraft, Claudia: *Der Platz der Vertreibung der Deutschen im historischen Gedächtnis Polens und der Tschechoslowakei/Tschechiens*, 329–353.

Nachkriegsereignisse hinausgreift und so die grundsätzlichen Antagonismen zwischen Deutschen und Tschechen hervorhebt. Eine neue Dimension und teilweise auch Radikalisierung erfährt der Erinnerungskomplex Vertreibung nach dem Jahr 2000. Die (Wieder-)Entdeckung der Deutschen als Opfer, die Instrumentalisierung des Vertreibungsthemas im Bundestagswahlkampf (2002) und die Vorgänge um ein Zentrum gegen Vertreibung weisen eindeutig auf einen neuen Aktualisierungsgrad.

Einem weiteren Aspekt der Vertreibung wendet sich Milan Drápala zu, der die Thematisierung in der Presse untersucht. Es gab dabei keine öffentliche Diskussion über die Aussiedlung der Deutschen zwischen Mai 1945 und Februar 1948, lediglich in der nichtsozialistischen Presse erscheinen vereinzelte Artikel und Kommentare.<sup>7</sup> Drápala analysiert vor allem die *Obzory* [Horizonte], deren Grundzüge eine anglophile Orientierung, eine oppositionelle Haltung gegenüber dem Sozialismus und der Bezug auf christliche Werte waren. Zwischen Oktober und Dezember 1945 sind sie das einzige Blatt mit überregionaler Reichweite, in dem Informationen über die Grausamkeiten bei Internierung und wilder Vertreibung erscheinen. Auch die *Obzory* gingen von der prinzipiellen Unumgänglichkeit der Vertreibung aus, kritisierten aber grundlose Gewaltakte, die in einer humanitären Tradition im Geiste Masaryks verworfen wurden. So weisen die Beiträge von Pavel Tigríd und Jan Kolár auf die Desavouierung der geistigen Quellen der nationalen Tradition, die – neben einer nachteiligen Wirkung auf die westlichen, demokratischen Verbündeten – einen schwerwiegenden zivilisatorischen und moralischen Bruch darstellten, so der als Begründungsmuster herangezogene Bolschewisierungstopos. Gegen Beneš' These der tschechoslowakischen Brücke zwischen Ost und West setzten Tigríd, Ducháček u.a. die Metapher einer Brücke zwischen der SU und Deutschland. Pavel Tigríd warnt gar vor der Teilung Deutschlands, da diese die Voraussetzung für die Teilung Europas und der Welt sei. Gegen die *Obzory* polemisierten vor allem *Rudé pravo* und *Právo lidu*, sahen diese doch im Kontext der Diskussionen um das mentale Erbe des Nationalsozialismus Anzeichen eines „tschechischen Gestapismus“.

In einem Grundsatzbeitrag betrachtet abschließend Peter Haslinger Fragen der Erinnerung im Hinblick auf Identitätsprozesse.<sup>8</sup> Haslinger geht es um die Analyse des Klimas, in dem Vertreibungen als Mittel der Politik möglich wurden (eine Schattenseite der Modernisierung) und wie individuelles Erinnern in kollektiv-normierende Selbstbilder überführt wird. Voraussetzung einer popularisierenden Erinnerungskultur sind zunächst Neubestimmungen

<sup>7</sup> Drápala, Milan: Glosse am Rande eines großen Themas: Die Aussiedlung der Deutschen und Deutschland in der tschechischen nichtsozialistischen Publizistik 1945–1948, 355–367.

<sup>8</sup> Haslinger, Peter: Von der Erinnerung zur Identität und zurück zur aktuellen Debatte über die Vertreibungen in Zentraleuropa, 473–488.

im Völker- und Menschenrecht. Ferner erfolgt eine Aktualisierung über die Genozide der 1990er Jahre (Balkankrieg). Schließlich bilden die europäische Integrationsdynamik und die Prozesse des *Nation building* sowie die Neudiskussion von Fragen der Restitution nach dem Ende des Kommunismus einen weiteren Rahmen, in dem der erinnerungskulturelle Komplex Vertreibung eine Neubewertung erhalten kann.

Der vorliegende Band präsentiert somit einen wichtigen Querschnitt zum Thema Erinnerungskultur in Ostmitteleuropa und bietet einen fundierten Überblick zum Stand der Forschung.

Steffen Höhne

Hermann Walther von der DUNK: *Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts. Aus dem Niederländischen von Andreas Ecke*. 2 Bde. München (DVA) 2004, 1304 Seiten mit zahlreichen Abb.

Es ist allemal ein gewagtes Unterfangen, eine Kulturgeschichte, und sei es bloß eine des 20. Jahrhunderts, verfassen zu wollen, zumal der Titel nichts weniger als eine Gesamtinterpretation verspricht – verbunden zudem mit einem geradezu enzyklopädischen Anspruch auf Vollständigkeit!

Beginnend mit einem umfangreichen Prolog über das 19. Jahrhundert folgt das zweibändige Werk der historischen Chronologie: das Ende der „belle époque“, der Erste Weltkrieg, die zwanziger Jahre als Zeit von Freiheit und Unruhe, die dreißiger Jahre als Scheinparadiese und Ordnung, der Zweite Weltkrieg, das gespaltene Europa, kulturelle Turbulenzen in den 60ern, die Zeit der Postmoderne als ‚Kultur ohne Kompass‘. Auch die Titel der Zwischenkapitel belegen den universalen Ansatz dieser Kulturgeschichtsschreibung: apokalyptische Stimmungen, revolutionäres Morgenrot im Osten, Jugend gegen die verdorbene Gesellschaft, die Künste in Turbulenzen, der Abbau des sexuellen Tabus, der Triumph des Schlagers, Masse und Mechanisierung als Krankheit der Moderne weisen auf einige der zentralen Veränderungen der 1920er Jahre.

Der Verfasser geht offenkundig von einem weiten Begriff der Kulturgeschichte aus, da er nicht nur die Entwicklung der Künste und der Geisteswissenschaften erfasst, sondern auch die gesellschaftlichen Vorgänge. Von der Dunk reflektiert zentrale naturwissenschaftliche und technische Entwicklungen, diskutiert Ursachen und Auswirkungen der beiden Weltkriege und analysiert die ideologischen und machtpolitischen Bedingungen und Erscheinungsformen der Totalitarismen, die für das 20. Jahrhundert prägend waren. Es handelt sich allerdings, wie Friedrich Wilhelm Graf in der FAZ (3.12.2004) anmerkte, um eine „gut sortierte“ und „fleißige“, aber vor allem

„biedere, langweilige und ermüdende“ Arbeit, da der Autor auf eine „offensive Materialschlacht“ setze: die *Dialektik der Aufklärung* stehe neben *Lili Marleen*, Johannes Heesters neben Martin Heidegger, Mickey Mouse neben Mao Tse-tung. Es ist dieser Eklektizismus in Verbindung mit einer eurozentrischen Perspektive, der die vorliegende Kulturgeschichte gewissermaßen unzeitgemäß erscheinen lässt. Im Zentrum stehen letztlich doch „die höheren ästhetischen und intellektuellen Ausdrucksformen des menschlichen Geistes [eines] christlich-aufgeklärten Europa“ (9). Darüber hinaus genießt neben der französischen Hochkultur der deutsche Sprachraum Vorrang, während der englische eine deutlich geringere Berücksichtigung findet und die übrigen europäischen Kulturen gar marginalisiert werden, von dem durchscheinenden zivilisationskritischen Antiamerikanismus ganz zu schweigen. Sucht man einen roten Faden in diesem universalhistorischen Anspruch, so lässt sich dieser in der stark kulturpessimistischen Einstellung von der Dunks erkennen:

Ist der Abstand zwischen den beiden Extremen sublimen Kunst oder geistiger Leistung einerseits und alltäglicher banaler Gefühlsäußerungen andererseits auch unverkennbar – angesichts der verschwimmenden Grenze zwischen den früher ohne Bedenken als ‚höher‘ und ‚niedriger‘ eingestuften Kulturäußerungen wurde man in der Frage eines universell gültigen Maßstabs immer unsicherer, was zu einem weitgehenden Werterelativismus geführt hat. (10)

Dieser Werterelativismus hänge, so von der Dunks, mit einer Entwicklung zusammen, die sich eben wie ein roter Faden

durch die europäische Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts zieht: mit der Verschiebung des normativen Standards von dem einer Elite zu dem der breiten Mittelschicht. Sie war die direkte Folge eines Emanzipationsprozesses und einer Einebnung von Rangordnungen und Hierarchien, die wiederum entsprechende Konsequenzen haben mussten, was die Anerkennung ästhetischer und geistiger Hierarchien betraf. Dieses Verschwimmen der Normen ist damit selbst ein kulturelles Phänomen, und zwar eines von erster Ordnung. (10)

Auf diese Art erscheint die Deutung des 20. Jahrhunderts primär als eine Verlustgeschichte – eine Geschichte des Wertverlusts infolge sozialer Egalisierung, Vermassung und zunehmendem Materialismus, die Kulturgeschichte verfällt einem unzeitgemäßen, altmodischen Kulturpessimismus. Das zentrale Deutungsmuster ist in der These einer in Phasen verlaufenden Verfallsgeschichte der abendländischen Hochkultur zu erkennen, für die weniger die totalitären Tendenzen des Jahrhunderts verantwortlich zu sein scheinen als vielmehr die fortschreitende Enthierarchisierung und soziale Nivellierung der Gesellschaft in den Prozessen der Modernisierung, mit denen eine Verflachung ästhetischer Normen und hochkultureller Ausdrucksformen einhergeht.

Steffen Höhne

Jiří HOLÝ: *Geschichte der tschechischen Literatur des 20. Jahrhunderts*. Hrsg. von Dominique Fliegler. Aus dem Tschechischen übersetzt von Dominique Fliegler und Hanna Vint. [Wien] (Edition Praesens) 2003, 435 Seiten und 31 Abb.

Was kennen die Leser in Deutschland und Österreich von der Literatur der tschechischen Nachbarn, mit denen eine lange gemeinsame Geschichte sie verbindet? Vielleicht die Klassiker des 19. Jahrhunderts: Jan Nerudas *Kleinseitner Geschichten* und Božena Němcová's *Großmutter*. Natürlich den Weltbestseller von Jaroslav Hašek: *Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk*, der in Hunderttausenden Exemplaren verbreitet ist. Vielleicht die Autoren des Prager Frühlings von 1968: Václav Havel, Pavel Kohout, Ludvík Vaculík, Milan Kundera; keine Generation tschechischer Autoren wurde so stark wie diese im Ausland rezipiert. Und vielleicht noch Bohumil Hrabal, der – in der Nachfolge des redseligen Hašek – auch bei den deutschsprachigen Lesern Erfolge feierte und feiert.

Dass die tschechische Literatur mehr zu bieten hat als diese hervorragenden Namen, das belegt ein Unternehmen der Robert Bosch Stiftung Stuttgart. Um einen Einblick in den Reichtum der Literatur des tschechischen Nachbarn zu geben und damit zugleich Verständnis durch Kenntnis zu befördern, hat die Robert Bosch Stiftung, die bereits eine Polnische Bibliothek finanzierte, die Tschechische Bibliothek ins Leben gerufen. 33 Bände erscheinen in der Deutschen Verlagsanstalt München. Darunter nicht nur wichtige Werke der tschechischen Literatur, sondern auch zwei Bände zur Geistesgeschichte von Jan Hus bis Tomáš G. Masaryk, ein Band mit Briefen der drei großen Komponisten Smetana, Dvořák, Janáček, ein Band zum tschechischen Kubismus und ein Band zum tschechischen Poetismus. Die Poesie des Poetismus der zwanziger Jahre und die Bilder des Kubismus vor und nach dem Ersten Weltkrieg repräsentieren die vielleicht reichste und anregendste Epoche der tschechischen Malerei und Literatur des 20. Jahrhunderts, in der die Tschechen nicht nur französische, deutsche, italienische Impulse aufnahmen, sondern auch weiterführten, sie mit eigenen Traditionen verbanden und so zu durchaus eigenständigen Ergebnissen kamen. Die Gedichte des Poetismus von Autoren wie Nezval und Seifert sind von einer spielerischen Leichtigkeit und lebendigen Lebensfreude, die beispiellos ist.

In welchem Zusammenhang diese künstlerischen Ereignisse stehen, das macht aufs schönste der Band des Prager Literaturwissenschaftlers Jiří Holý deutlich, der in einer tschechischen und in einer deutschen Ausgabe vorliegt: *Geschichte der tschechischen Literatur des 20. Jahrhunderts*, Prag und Wien 2003. Er liest sich wie eine Ergänzung, besser, wie ein Wegweiser zu den Werken der Tschechischen Bibliothek. Aber nicht nur für die Leser dieser Bücher, nicht nur für den Interessierten ist dieses Kompendium der beste

Führer durch das 20. Jahrhundert, auch die Bohemisten und Slawisten, also die Kenner, finden hier eine informative, kluge und verständliche Geschichte dieses bis dato wichtigsten Jahrhunderts der tschechischen Literatur.

Jiří Holý gibt nicht nur einen literarischen Überblick, er nennt nicht nur die wichtigsten Namen, er charakterisiert nicht nur die wichtigsten Werke knapp und klar, er gibt zugleich einen Überblick über die politische Geschichte des Landes, von der die literarische Entwicklung doch abhängig war: von Krieg und Besatzung, von demokratischer Freiheit unter Masaryk und von der Unterdrückung unter den Kommunisten.

So ist der Band denn in vier große Kapitel gegliedert, zunächst die Zeit des Modernismus von 1895 bis 1918. Hier geht Holý von den nationalen Diskussionen aus, von den historischen Betrachtungen, die sich in den von Naturalismus und Jugendstil beeinflussten Werken zeigten. Hier wurden die Grundlagen gelegt für die weitere Entwicklung: die frühen Texte von Jakub Deml, Karel Čapek, Jaroslav Hašek und Richard Weiner entstehen. Hier gibt es auch ein Unterkapitel zur deutschsprachigen Literatur Prags, in dem nicht nur die bekannten und berühmten Autoren Kafka, Rilke, Werfel gewürdigt werden, sondern auch die weniger bekannten wie Leppin und Urzidil. Also auch der, der Informationen zur deutschsprachigen Literatur Prags sucht, wird hier eine erste Einführung finden.

Das zweite Kapitel behandelt die beiden „glücklichen Jahrzehnte“ der tschechischen Literatur, also die 20 Jahre der allzu kurzen ersten Republik von 1918 bis 1938. Dieses umfangreiche Kapitel stellt die Texte der zwanziger Jahre und die der dreißiger Jahre nacheinander vor, nach den Gattungen gegliedert, wobei die Kritik, besonders die Šaldas, nicht vergessen wird und nicht die immense Bedeutung des tschechischen Strukturalismus Mukařovskýs und Jakobsons, der späterhin auf die Literaturwissenschaft in Frankreich und den USA wirkte. Besonders eindrucksvoll die genaue Darlegung der lyrischen Entwicklung, auch innerhalb des Poetismus; die Lyrik ist wohl die Gattung, in der die eindrucksvollsten Werke in dieser Zeit entstanden.

Auch dieses Kapitel wird mit einer knappen historischen Darstellung der Entstehung und Entwicklung der Republik Masaryks eingeleitet. War hier die Freiheit der Kunst förderlich, so ist es späterhin die Unterdrückung, wenn man das so sagen darf: das dritte Kapitel heißt „Die Literatur unter dem nationalsozialistischen und stalinistischen Totalitarismus 1939 bis 1960“. Denn während der Besatzung und Verfolgung durch die deutschen und österreichischen Nationalsozialisten entstanden im Verborgenen, auch aus dem Geiste des Widerstandes gegen die Barbarei bedeutende Werke: die Gedichte Hrubins, Zahradníček, Holans, Prosa der Součková, die Sonette Jiří Ortens und die Gruppe 42 fanden sich zusammen in einer Zeit, in der die tschechischen Hochschulen geschlossen wurden und die tschechische Intelligenz verhaftet wurde: 1942. Jiří Kolář gehörte ihr an.

Nach der kurzen Zeit des Aufatmens nach dem Krieg kam 1948 die Zeit des Stalinismus, die nun tatsächlich einen Niedergang von Kultur und Kunst brachte, Autoren verschwanden im Gefängnis, andere entgingen dem durch die Emigration: Hostovský, Čep, Součková. Tschechische Intellektuelle, man könnte sagen von Jan Hus bis Tomáš Masaryk, sind ja immer wieder in Bedrängnis geraten, so dass sie zu Dissidenten wurden oder zu Emigranten, das setzte sich hier wieder fort, bis es nach 1960 zu einer Lockerung kam. Das vierte Kapitel umfasst deshalb – merkwürdig genug – die Zeit von 1960 bis in die Gegenwart, trennt also die Zeit nach der „samtenen Revolution“ 1990 nicht ab, sondern gibt ihr ein Unterkapitel 3, die sechziger Jahre sind in Unterkapitel 1, die siebziger und achtziger Jahre in 2 erfasst. In den sechziger Jahren kommt es nun unter den Kommunisten zu einem, wie Holý kaum übertreibend schreibt, „goldenen Zeitalter der tschechischen Literatur“. Hier schrieben die genannten Autoren des „Prager Frühlings“, die dann allerdings nach der sowjetischen Okkupation 1968 verboten wurden, wenn sie nicht wiederum emigrierten. Gerade dieses letzte vierte Kapitel bringt dann eine ausführliche Darlegung der achtziger und neunziger Jahre, in der auch dem Kenner Unbekanntes geboten wird.

Der Band endet mit einer ausführlichen Bibliographie deutscher und englischer Ausgaben tschechischer Schriftsteller des 20. Jahrhunderts, auch wichtige Werke der Sekundärliteratur für den deutschsprachigen Leser sind hier verzeichnet, sowie Handbücher und Sammelbände, so dass Jiří Holýs Buch zu einem Grundlagenwerk der tschechischen Literatur in deutscher Sprache wird, das seinesgleichen nicht hat. Um so dankbarer müssen wir dafür sein.

Hans Dieter Zimmermann

Harald SALFELLNER (Hg.): *LeseReise Prag*. Vitalis-LeseReise Band 1. Prag (Vitalis) 2004, 256 Seiten und zahlr. Abb.

Seit der Mitte der neunziger Jahre gibt es wieder einen Verlag für deutschsprachige Literatur in Prag. Er heißt Vitalis und wird von dem Österreicher Harald Salfellner geleitet. Natürlich bringt er Prager deutsche Literatur, nicht zuletzt Kafka, und Übersetzungen aus dem Tschechischen, so die Klassiker Božena Němcová und Jan Neruda, aber auch weniger Geläufiges: einen Band mit Erzählungen des blinden jüdischen Dichters Oskar Baum, der mit Kafka und Brod befreundet war, und einen Band mit Gedichten des katholischen Lyrikers Jan Zahradníček, der unter den Kommunisten acht Jahre im Gefängnis saß, in der Übersetzung von Urs Heftrich. Auch zwei Bände zum Ghetto Theresienstadt legte Vitalis vor.

Um so mehr verwundert die Reihe, die Salfellner jetzt herausgibt: ‚Lesereise‘ Prag, Böhmen, Mähren, Krummau. Literarische Zeugnisse zur Geschichte der Stadt oder des Landes vor allem deutscher Zunge, so als sei die tschechische Literatur ein Randphänomen in Tschechien. Geradezu skandalös ist der Band zu Prag, der sicher die meisten Leser unter den vielen deutschen und österreichischen Touristen der Hauptstadt der tschechischen Republik finden wird. Auf 250 Seiten enthält er 61 Beiträge, aber nur fünf von bekannten tschechischen Autoren: František Palacký, Karel Čapek, Milan Kundera und zwei von Jan Neruda. Nichts von Václav Havel und Pavel Kohout, nichts von Jaroslav Hašek, dem Autor des berühmten *Schwejk*, nichts vom Nobelpreisträger Jaroslav Seifert. Aber auch Max Brod, Franz Werfel und Egon Erwin Kisch, der viel über Prag schrieb, fehlen.

So wie die Tschechen kommen auch die Juden als Bewohner Prags kaum vor: nur ein schmales Gedicht über den alten jüdischen Friedhof und ein Text zum Bau der Alt-Neu-Synagoge. Dafür gibt es drei Texte zur Aussiedlung der Deutschen nach dem Mai 1945: einen Bericht von Johanna von Herzogenberg und zwei Gedichte zum ‚Abschied‘, eines von Hans Watzlick, eines von Louis Fürnberg. Dass der Jude Fürnberg schon 1939 von Prag Abschied nehmen musste, wird nicht erwähnt; es war das Jahr, in dem Hans Watzlick, ein von den Nationalsozialisten geschätzter Autor, für „seinen Kampf um das deutsche Volkstum“ einen Preis erhielt, 1941 bekam er einen zweiten. Auch ein anderer Lyriker, der nach Brechts schönem Lied von der Moldau mit einem dürftigen Gedicht in diesem Band vertreten ist, erlebte seine erfolgreiche Zeit unter dem NS-Protektorat. Leo Hans Mally erhielt 1941 und 1942 Preise für seinen Kampf um das deutsche Volkstum in Böhmen und Mähren. Von einem Franz Hauptmann ist eine kleine Erzählung abgedruckt, in der zwei aufrechte Deutsche von Tschechen in einer Kneipe beleidigt und verprügelt werden; es ist kurz vor dem Münchener Abkommen im September 1938, das die demokratische Tschechoslowakei an Hitler-Deutschland auslieferte. Als die beiden jungen Deutschen wieder auf dem Wenzelsplatz stehen, sagt der eine zum andern über die Tschechen: „Feige Bande! Hundert gegen zwei. Aber das Gesindel wird sich noch wundern. Dank dir, Mettmann, ich muss mich umziehen. Heil Hitler!“

Da wundert man sich denn auch nicht, dass in dem Band kein Text von der Verfolgung und Ermordung der Prager Juden berichtet. Keiner! Die Prager Literatur hat mehrere große Texte vorzuweisen, etwa den des Tschechen Jiří Weil *Leben mit dem Stern* und den des Deutschen H. G. Adler *Eine Reise*. Schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts bekannten sich nur etwa zehn Prozent der Prager zur deutschen Kultur, von denen wiederum etwa Zweidrittel Juden waren. Die Prager Kultur ist also zumindest seit 150 Jahren eine vorwiegend tschechische. Und die Vertreibung der Deutschen aus Prag wurde von deutschen und österreichischen Nationalsozialisten ab 1938 ins Werk

gesetzt mit der Vertreibung und Ermordung der Juden. Keine Rede ist davon in diesem Buch.

Über Hans Watzlick und Leo Hans Mally könnte Harald Salfellner nachlesen in dem Band *Literatur unter dem Hakenkreuz. Böhmen und Mähren 1938–1945*, herausgegeben von Peter Becher und Ingeborg Fiala-Fürst, der ebenfalls kürzlich im Vitalis-Verlag erschien, gefördert vom Deutsch-Tschechischen Zukunftsfonds. Anscheinend liest Harald Salfellner die Bücher nicht, die in seinem Verlag erscheinen, und anscheinend auch die nicht, die er herausgibt. Anders kann ich mir diese „Lesereise Prag“ nicht erklären.

Hans Dieter Zimmermann

Pavel DOLEŽAL: *Tomáš G. Masaryk, Max Brod und -das Prager Tagblatt (1918–1938). Deutsch-tschechische Annäherung als publizistische Aufgabe.* Frankfurt/Main u.a. (Peter Lang) 2004, 325 Seiten.

Spitze Zungen behaupten zuweilen, der Prager deutsche Autor Max Brod sei eher für seine Unterlassungen als für seine Taten berühmt geworden. Und wirklich zählt die Weigerung Brods, den letzten Willen seines Freundes Franz Kafka zu erfüllen und nach dessen Tod seinen Nachlass zu vernichten, wohl zu den folgenreichsten Fällen postumen Ungehorsams in der Literaturgeschichte. Das umfängliche eigene Werk des Schriftstellers und Publizisten Max Brod – damals weitaus öffentlichkeitswirksamer als das seines scheuen Freundes – drohte lange im Schatten seiner Tätigkeit als Kafkas Herausgeber zu verschwinden. Doch was sein journalistisches Schaffen und sein gesellschaftliches Engagement betrifft, hat sich nun eine Lücke geschlossen: Die Dissertation des tschechischen Germanisten Pavel Doležal widmet mehr als die Hälfte ihres Umfangs dem Publizisten Max Brod.

Eingebunden wird die Würdigung Brods in den historischen Kontext der Ersten Tschechoslowakischen Republik. Der Fokus liegt dabei auf dem deutsch-tschechischen Verhältnis im neuen Staatsgebilde, das – so die Ausgangsthese Doležals – von der politischen Utopie einer „zweiten Schweiz“ geprägt wurde. Die Arbeit an der Realisierung dieser Utopie ist für Doležal die kulturpolitische Leistung einiger weniger Personen und Institutionen. Davon stellt er drei jeweils auf ihrem Gebiet führende Kräfte und ihr Zusammenspiel in den Mittelpunkt seiner Betrachtung: die deutschsprachige Zeitung *Prager Tagblatt*, den Präsidenten Tomáš G. Masaryk und Max Brod in seiner Rolle als Kulturredakteur. Entstanden ist dabei eine Arbeit, die den Horizont der klassischen Philologie im Sinne einer interdisziplinären Orientierung erweitert und am Beispiel des Nationalitätendiskurses den Funktionsübergang zwischen Dichtung, Publizistik und Politik nachweist. Dabei

legt der Autor großen Wert darauf, der positiven Ansätze in dieser intensiven Phase des deutsch-tschechischen Zusammenlebens zu gedenken – eine Erinnerung, die im historischen Rückblick nur zu oft vom Wissen um das Scheitern der Utopie überlagert wird.

Der erste Teil der Publikation zeigt das seit 1875 erscheinende liberaldemokratische *Prager Tagblatt* in seinen Bemühungen um die deutsch-tschechische Verständigung. Gleichzeitig wird – im Spiegel der journalistischen Aneignung – die wechselvolle Geschichte der Zwischenkriegszeit lebendig. Nach der Gründung der ČSR 1918 gewann der „übernationale Geist“ des Blattes eine auch jenseits der Prager Stadtgrenzen spürbare Ausstrahlung. Bald avancierte es zur europaweit meistgelesenen Prager Tageszeitung. Besonders verdient machte sich das Blatt in den 1920er Jahren um den „Deutschen Aktivismus“, indem es ein Forum für die öffentliche Debatte zwischen der tschechischen Regierung und denjenigen deutschen Parteien bot, die sich für eine konstruktive und gleichberechtigte Mitwirkung der Deutschen im neuen Staatswesen aussprachen. Der Wahlsieg der Aktivisten 1925 ebnete schließlich den Weg für die Konstituierung der deutsch-tschechischen Regierung 1926; das *Prager Tagblatt* begleitete die Aktivitäten dieser Regierung loyal, ohne jedoch die Schwierigkeiten etwa auf dem Gebiet der Sprachenverordnung oder des Schulwesens zu tabuisieren. Auf den 1935er Wahlsieg der nationalsozialistischen Henleinpartei im Gefolge der Wirtschaftskrise reagierte das *Prager Tagblatt* mit einer gezielten Unterstützung der jungaktivistischen Bewegung und setzte sich für eine Zusammenarbeit der Nichtnaziparteien ein. Folgerichtig geriet die Zeitung nach dem Münchner Abkommen in Schwierigkeiten. Am 15.03.1939, dem Tag der deutschen Besetzung von Böhmen und Mähren, blieben schließlich alle jüdischen Redakteure der Redaktion fern. Keinen Monat später wurde in den Räumen des *Prager Tagblatts* die nationalsozialistische Zeitung *Der neue Tag* produziert.

Doležal zeichnet diese Entwicklung nicht nur anhand authentischen Textmaterials nach, er analysiert auch die zum Einsatz kommenden publizistischen Mittel, insbesondere die Strategien der Informationsauswahl. So stellt er heraus, in welchem Umfang das *Prager Tagblatt* auch tschechische Politiker und Pressestimmen zu Wort kommen ließ – eine Gepflogenheit, die er als essentiellen Beitrag zur gegenseitigen Annäherung sieht.

Aufgrund der Fülle von Artikeln über Tomáš Garrigue Masaryk räumt Doležal der Rezeption des ersten tschechoslowakischen Präsidenten ein eigenes Kapitel ein. Das *Prager Tagblatt* sah ihn nicht nur als Vaterfigur für die Tschechen, sondern als Garant der Völkerverständigung schlechthin. In seiner Berichterstattung honorierte es die Ernsthaftigkeit und Ehrlichkeit der Bemühung Masaryks, die Deutschen aus Böhmen und Mähren in die Ausgestaltung des neuen Staatswesens einzubinden. Welches Wohlwollen die Zeitung dem Präsidenten entgegenbrachte, belegt Doležal mit Zitaten aus

Artikeln über öffentliche Auftritte und persönliche Jubiläen, anhand publizistischer Rituale wie dem regelmäßigen Abdruck der Neujahrsbotschaft, aber auch durch die Herausarbeitung von journalistischen Grundhaltungen. So hatte Masaryk in seiner Antrittsrede vor der Nationalversammlung – wohl in der Euphorie des Anfangs – die auf dem Gebiet der ČSR ansässigen Deutschen als Nachkommen von „Immigranten und Kolonisten“ bezeichnet. Im Gegensatz etwa zur deutschnational orientierten Konkurrenz BOHEMIA maß das *Prager Tagblatt* dieser umstrittenen Sentenz jedoch keinen dogmatischen Wert bei und ließ sich nicht in seinem Bemühen irritieren, den Präsidenten an seinen Taten zu messen. Masaryk, der großen Respekt für die Journalistik als „Kritik der Gegenwart“ hegte, bedachte das Blatt im Gegenzug wiederholt mit öffentlichem Lob. Dennoch – so räumt Doležal in einem Resümee ein – stießen die gemeinsamen Bemühungen des Präsidenten und des *Prager Tagblatts* auf Grenzen: Nur die Deutschen konnten gewonnen werden, die das demokratische Prinzip des neuen Staates akzeptierten – und einen Nationenbegriff, der sich nicht auf die „Stammesangehörigkeit“, sondern auf die politische Selbstbestimmung aller Bürger beruft.

Der dritte Teil der Arbeit befasst sich mit dem publizistischen Wirken Max Brods als Kulturredakteur des *Prager Tagblatts* von 1924 bis 1939. Angesichts seines Umfangs – etwa 1500 Artikel aller journalistischen Genres – und seiner gesellschaftlichen Wirkung ist dies ein bedeutender Teil des Brodschen Lebenswerks. Der Akzent bei der Auswahl der betrachteten Artikel liegt auf dem Brückenschlag zwischen der deutschsprachigen und der tschechischsprachigen Literatur-, Musik- und Theaterszene sowohl innerhalb Prags als auch in Richtung Wien und Berlin. Doležal zeigt Brod als einen von selbstloser „Liebe zum Meisterhaften“ beseelten Förderer, Ermutiger und Entdecker, der nicht nach Sprache, religiösem Bekenntnis oder Nation, sondern nach künstlerischer Qualität fragte. Eine Haltung, die ein gutes Maß an Renitenz gegen den Zeitgeist erforderte und Brod Anfeindungen aus beiden nationalen Lagern eintrug.

Der Rolle eines Vermittlers zwischen den miteinander konkurrierenden Kulturen wurde Brod dabei nicht nur als Literaturkritiker, als Theaterrezensent, Musikredakteur und Verfasser gesellschaftspolitischer Betrachtungen gerecht. Doležal würdigt ebenso seine Verdienste um die Übersetzung und Dramatisierung tschechischer Texte. Prominentestes Beispiel dürften hier die *Abenteuer des braven Soldaten Schwejk* von Jaroslav Hašek sein: Kaum hatte Brod den von der offiziellen tschechischen Literaturkritik geschmähten Fortsetzungsroman entdeckt, begann er – gemeinsam mit Hans Reimann – die Arbeit an einer deutschen Bühnenfassung. Die Premiere an der Berliner Piscator-Bühne legte den Grundstein für den Einzug des Hašekschen Schelmenromans in die Weltliteratur. Ein ähnlich gutes Gespür bewies Brod bei seinem Einsatz für den mährischen Komponisten Leoš Janáček, dessen

Bedeutung für die moderne Musik auch von vielen seiner tschechischen Zeitgenossen lange nicht erkannt wurde. Diese Sicherheit im künstlerischen Urteil, gepaart mit Fleiß und Eigensinn, lassen aus der Zusammenschau von Brods Rezensionen ein facettenreiches Panorama der Kulturlandschaft im Prag der Zwischenkriegszeit werden.

Die Fachwelt wird von der soliden Erschließung und plausiblen Präsentation einer beeindruckenden Materialfülle in der hier vorliegenden Dissertation gewiss profitieren. Die Strukturierung des Textes durch eine detaillierte Gliederung macht das Buch zudem auch für Eilige praktikabel, die vielleicht nur Teilaspekte nachschlagen möchten. Doch darüber hinaus liegt eine besondere Stärke der Publikation in ihrem enzyklopädischen Charakter. Mit didaktischer Sorgfalt stellt der Autor wesentliche Hintergrundinformationen bereit, die eine Annäherung an die vielschichtige Materie erleichtern. Das beginnt bei einem Abriss zur Historiografie des deutsch-tschechischen Verhältnisses und reicht über die Geschichte des Prager Zeitungswesens und biografische Porträts der von Max Brod rezensierten Künstler bis hin zu einem Rundgang durch die zeitgenössischen Prager Theater mit ihren wichtigsten Inszenierungen. Daher sei das Buch auch denen empfohlen, die einen ersten Zugang zur Geschichte der deutsch-tschechischen Kulturbeziehungen im 20. Jahrhundert suchen.

Vera Schneider

Dietrich BUSSE, Thomas NIEHR, Martin WENGELER (Hgg.): *Brisante Semantik. Neuere Konzepte und Forschungsergebnisse einer kulturwissenschaftlichen Linguistik* [Festschrift für Fritz Hermanns zum 65. Geburtstag]. Tübingen (Niemeyer) 2005, 368 Seiten.

Versteht man Sprachwandel als Veränderung gesellschaftlichen Handelns<sup>1</sup> oder, auf einer mentalitätsgeschichtlichen Ebene, wie sie maßgeblich von Fritz Hermanns konzipiert wurde, als eine Veränderung von Sprachverwendungsmustern, so gelangt man zu einem Konzept linguistischer Hermeneutik, welches Sprache und damit auch Sprachwandel zeitgeschichtlich verortet. Gerade die Semantik, so Dietrich Busse,<sup>2</sup> macht eben deutlich, dass eine Analyse von Sprache und Sprachgebrauch ohne permanente Bezugnahme auf

<sup>1</sup> Hierzu programmatisch Mattheier, Klaus J. (1995): Sprachgeschichte des Deutschen. Desiderate und Perspektiven. – In: Gardt, Andreas/Ders./Reichmann, Oskar (Hg.), Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien. Tübingen: Niemeyer, 1–18.

<sup>2</sup> Busse, Dietrich: Sprachwissenschaft als Sozialwissenschaft?, 21–43. Ferner der Beitrag von Jäger, Ludwig: Vom Eigensinn des Mediums Sprache, 45–64.

die sozial bestimmten Situationen und Kontexte dem Forschungsgegenstand einer kulturwissenschaftlichen Linguistik nicht gerecht werden kann. Damit verbunden sind Forderungen nach Überwindung disziplinärer Grenzen, dies betrifft zum einen die Rückkehr zu der verlorengegangenen Einheit der Philologie (Überwindung der Trennung von Literatur- und Sprachwissenschaft), zum anderen eine Weiterentwicklung der sozialwissenschaftlich orientierten Linguistik zu einer empirischen Kulturwissenschaft, wie sie Fritz Hermanns in seinen Arbeiten immer wieder postuliert hat.

Ausgehend von einer begrifflichen Klärung (Gedächtnis als Wissensspeicher, Erinnerung als Fähigkeit zur Vergegenwärtigung dieses Wissens) analysiert Angelika Linke einige der Theorieentwürfe, die im Kontext der geisteswissenschaftlichen Diskussion wirksam geworden sind. Eine spezifisch kulturwissenschaftliche Verwendung von Gedächtnis erfolgt – im Anschluss an Jurij Lotman – bei Jan und Aleida Assmann, welche den Terminus aus dem Bereich des Sozialen (so bei Maurice Halbwachs) in den des Kulturellen überführen, womit gruppen-generierende und identitäts-bildende Effekte in den Blick geraten.<sup>3</sup> Angesichts eines in der Gedächtnis-Diskussion verwendeten reduzierten Sprachbegriffs (Sprache als Überlieferungsverfahren bzw. als Speichermedium) unternimmt Linke den Versuch einer grundlegenden Überprüfung der Möglichkeiten und Dimensionen, die Sprache im Hinblick auf Gedächtnis zukommt.

In der Tradition von Humboldt und Saussure, die Sprache als soziale Hervorbringung verstehen, welche immer an den individuellen Sprecher gebunden ist, ergibt sich eine Relevanz für den Gedächtnisdiskurs mit der Erkenntnis, dass Sprache immer einen Bezug auf das Individuum und die Sprachgemeinschaft hat, dass ihre Aktualgenese im sozialen Austausch (Kommunikation) erfolgt und dass sprachliche Produkte typische Produkte einer bestimmten historischen und kulturellen Gemeinschaft sind bzw. Gebrauchsspuren dieser Gemeinschaft tragen (75). Dieses Verständnis von Sprache lässt sich mit dem Verständnis von Gedächtnis als einem sozialen Phänomen parallelisieren, bei beiden „gilt die Interdependenz und gegenseitige Durchdringung individueller und sozialer bzw. kollektiver Dimensionen.“ (76) Das Gedächtnispotential von Sprache zeigt sich im Prozess der Aneignung. Mit Sprache und Mustern des Sprachgebrauchs wird immer auch Interpretation von Welt übernommen. Hieran schließt sich die Gedächtnisfunktion von Sprache an, die sich nicht nur auf kognitive Aspekte von Bedeutung erstreckt, sondern auch auf emotive und deontische Komponenten. Dabei liegt eine doppelte Beeinflussung von Sprachgebrauch und Kontext zugrunde: der Kontext beeinflusst und prägt den Sprachgebrauch, der Sprachgebrauch selektiert den

<sup>3</sup> Linke, Angelika: Kulturelles Gedächtnis. Linguistische Perspektiven auf ein kulturwissenschaftliches Forschungsfeld, 65–85, 71.



Kontext bzw. stellt diesen her.<sup>4</sup> Dies betrifft auch das Phänomen kulturellen Vergessens, Sprachverfall bzw. die Klage darüber lässt sich kommunikationsgeschichtlich als Versuch einer Rationalisierung eines durch Sprachwandel erzeugten Verlusterlebnisses verstehen. „Sprachgeschichte ist [...] auch die Geschichte eines permanenten ‚Gedächtnisverlustes‘, ist Geschichte kulturellen Vergessens.“ (80) Sprachgeschichtsforschung, historische Semantik und Diskursanalyse erhalten somit die Aufgabe, über die Analyse historischer Texte „vergangene und von der Sprachgemeinschaft ‚vergessene‘ kulturelle Welten“ (80) zugänglich zu machen, wobei es nicht nur um eine Rekonstruktion von Bedeutungen, sondern auch der jeweiligen Situationen und kulturellen Indizierungen gehen müsse.

Joachim Scharloth setzt sich mit einem anderen Leitthema auseinander, welches Fritz Hermanns für die Linguistik aktualisiert hat, und zwar mit der Frage der Mentalität.<sup>5</sup> Die Humboldtsche Tradition der *Linguistic Anthropology* geht davon aus, „dass in sprachlichen Strukturen [...] Erfahrungsweisen und Zugänge zur Welt eingeschrieben sind, die sich dem Zugriff des einzelnen Sprechers entziehen und daher sein Denken und seine Wirklichkeitserfassung (mit)bestimmen.“ (133) Die andere Traditionslinie verläuft über die begriffsgeschichtliche Diskussion in der Geschichtswissenschaft, womit die Frage verbunden ist, „inwiefern Sprache etwas über bewusstseins- und mentalitätsgeschichtliche Prozesse verraten könne.“ (133) An diese Tradition knüpft die historische Diskursanalyse von Busse und Hermanns an, die im Unterschied zur *Linguistic Anthropology* von einem handlungstheoretischen Sprachbegriff ausgeht und sich tiefensemantischen Strukturen zuwendet. Hermanns versteht unter Mentalität keine besonderen Weisen des Denkens, „sondern die Gesamtheit des habituell Gedachten, Gefühlten oder Gewollten.“ (134) Wahrnehmen und Verstehen sind nichts anderes als eine Konstruktion von Wirklichkeit nach einem mentalen Modell, wofür Hermanns das Konzept Schema verwendet, „eine kognitive Struktur [...], die es einem Menschen ermöglicht, Sinneseindrücke zu verarbeiten und Wissen zu ordnen.“ (136) Mit Schema (analog finden in der Forschung auch Begriffe wie Stereotyp<sup>6</sup>, Prototyp, kognitives Modell oder frame Verwendung) wird ein „verallgemeinertes und unspezifisches Wissen über ein Ensemble relevanter Eigenschaften eines Realitätsbereichs“ (136) bezeichnet, dessen Aufgabe darin besteht, „aus

4 Die sprachliche (Re-)Konstruktion der Vergangenheit umfasst zwei Wirkungsebenen: die historische Prägung von Sprache und Sprachgebrauch, zugleich ist sie Medium zur Gestaltung der Welt.

5 Scharloth, Joachim: Die Semantik der Kulturen. Diskurssemantische Grundfiguren als Kategorien einer linguistischen Kulturanalyse, 133–148.

6 Hierzu auch Kilian, Jörg: Assoziative Stereotype. Sprachtheoretische, sprachkritische und sprachdidaktische Anmerkungen zum lexikalisch verknüpften Mythos, Aberglauben, Vorurteil, 117–132.

der Vielzahl an Informationen die wesentlichen auszuwählen, in vorhandene Wissensbestände zu integrieren und neues Wissen zu strukturieren und zu organisieren.“ (137)

Demgegenüber unterscheiden sich die von Dietrich Busse in die Diskussion gebrachten diskurssemantischen Grundfiguren durch ihre linguistische Operationalisierbarkeit als grundlegende Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata im Sinne von kategorial epistemischen Mentalitäten. Zugrunde liegt hier die Erkenntnis, dass sich die Inhalte von Texten teilweise der Kontrolle ihrer Produzenten entziehen, diese dem Bewusstsein des Sprechers entzogenen Inhalte sind auf der Tiefenebene der Semantik repräsentiert. Pragmatisch betrachtet kann es sich um Präsuppositionen handeln bzw. um durch Inferenzen zu erschließende Teile des Implizierten, sie können als semantische Merkmale auftreten bzw. zur lexikalischen Bedeutung von Wörtern gehören (137).

Schon Umberto Eco's Bedeutungstheorie, ein Prozess unbegrenzter Semiose (in Anlehnung an Peirce), verwirft Rückgriffe auf Referenten und Annahmen über kognitive Vorgänge gleichermaßen, die „Signifikate von Zeichen lassen sich vielmehr nur durch den Verweis auf andere Zeichen oder andere Zeichenkomplexe klären.“ (138) Mit Scharloth können somit Schemata als semantische Oppositionen (sie dienen der Strukturierung) und als grundlegende Merkmalsoppositionen (sie dienen der Abgrenzung) verstanden werden, während „diskurssemantische Grundfiguren [...] in semiologischer Perspektive [...] grundlegende Elemente der Organisation des umfassenden semantischen Systems“ (140) sind.

Bleibt als Fazit: „Statt eine Methode der Mentalitätsgeschichte zu sein, wird linguistische Diskursanalyse zu einer Methode der Analyse von Kulturen und damit anschlussfähig an Kulturwissenschaft und historische Anthropologie.“ (144) Tiefensemantische Analysen eignen sich somit zur Operationalisierung des kultursoziologischen Habituskonzeptes von Bourdieu und bilden einen Beitrag zu einem tieferen Verständnis kulturellen Wandels.

An die programmatischen Beiträge, von denen hier nur der von Linke und der von Scharloth ausführlicher vorgestellt wurden, schließen sich Arbeiten zur Sprachgeschichte und zur Gegenwartssprache an. Auf die Verbindung von Begriffs- und Diskursanalyse weist Andreas Gardt.

Unter *Diskurs* sei hier die Auseinandersetzung mit einem Thema durch größere gesellschaftliche Gruppen verstanden, die sich in Texten unterschiedlicher Art niederschlägt, dabei nicht nur die Einstellungen der am Diskurs Beteiligten spiegelt, sondern zugleich handlungsleitend für den zukünftigen Umgang mit dem thematisierten Gegenstand ist.<sup>7</sup>

7 Gardt, Andreas: Begriffsgeschichte als Praxis kulturwissenschaftlicher Semantik: die Deutschen in Texten aus Barock und Aufklärung, 151–168, 153.

Gardt analysiert in Texten des Barock und der Aufklärung die Bedeutungskomponenten von ‚Deutscher/Deutsche‘, wobei in den sprachreflexiven Texten des Corpus unterschiedliche Bestimmungen vorliegen: zugrunde gelegt werden die Sprach-, die Kultur-, die Abstammungs-, die Wesens- und die Kognitionsgemeinschaft, ferner finden sich Äußerungen zum „Umgang der Deutschen mit ihrer eigenen Sprache und zu ihrem Verhalten in der Begegnung mit anderen Sprachen.“ (163)

Anja Lobenstein-Reichmann<sup>8</sup> widmet sich am Beispiel Chamberlain dem Verhältnis von Sprache und Rasse, denen eine besondere Affinität zugeordnet wird. Dieser liegt eine Mystifizierung von Sprache durch Personifikation und Sakralisation zugrunde, aus der sich programmatische Forderungen ergeben: Verpflichtung zur individuellen Spracharbeit, die einer kollektiven Bewusstseinsbildung dienen müsse und die mit einem sprachimperialistischen Missionsgedanken verbunden wird. Ausgehend von der Korrelation zwischen Sprachstruktur und der kognitiven Leistungsfähigkeit der Sprache geht es Chamberlain um die Instrumentalisierung von Sprachbewusstsein und Sprachgebrauchsbewusstsein.

Martin Wengeler<sup>9</sup> schließlich analysiert deutsche ‚Kriegsbotschaften‘ in politischen Reden seit 1900, in denen über die politischen System hinweg ein typisches Inventar von Argumentationsmustern und Rechtfertigungsstrategien erscheinen.

Die vorliegende Festschrift, deren Beiträge in fundierter Weise das Feld einer kulturwissenschaftlichen Linguistik abstecken, dürfte dem Jubilar allemal Freude bereiten. Seinem wissenschaftlichen Werk, dies sei hervorgehoben, wird sie gerecht.

Steffen Höhne

Libuše SPÁČILOVÁ: *Chronik der Olmützer Bürgerfamilie Hobel (1530 – 1629). Ein Beitrag zur Geschichte des Frühneuhochdeutschen in Olmütz.* Olomouc (Edition) 2005, 167 Seiten.

Das vorliegende Buch kann in mehrerlei Hinsicht Interesse beanspruchen. Die Familienchronik, ein Dokument privater Schriftlichkeit im 16. und 17. Jahrhundert, ist schon als Edition ein historisch aufschlussreicher Text, da in ihr einerseits private bzw. familiäre Ereignisse vermerkt werden, andererseits

<sup>8</sup> Lobenstein-Reichmann, Anja: Sprache und Rasse bei Houston Stewart Chamberlain, 187–208.

<sup>9</sup> Wengeler, Martin: Von den kaiserlichen ‚Hummen‘ bis zu Schröders ‚uneingeschränkter Solidarität‘. Argumentative und lexikalische Kontinuitäten und Veränderungen in deutschen ‚Kriegsbotschaften‘ seit 1900, 209–232.

auch politisch-gesellschaftliche, wobei z. B. auch deutlich wird, dass Olmützer Bürger in Konflikte im Zusammenhang mit den Konfessionsstreitigkeiten verwickelt waren, insbesondere zu Beginn des 30-jährigen Krieges. Die Edition ist auch aus sozialgeschichtlicher Sicht interessant, denn sie macht auf das Beziehungsgeflecht aufmerksam, in dem die Familie Hobel lebte; diese Vernetzung drückt sich vor allem in den zahlreichen in der Chronik vermerkten Patenschaften aus, die Mitglieder der Familie übernommen haben. Das bürgerliche Selbstbewusstsein, wie es sich bereits in der Anlage der Chronik und des Weiteren in der Art und Weise ihrer Fortführung manifestiert, ist für die Mentalitätsgeschichte von Bedeutung.

Außer der Edition mit editorischen Anmerkungen zur Textgestalt sowie mit Anmerkungen, die sachliche Erläuterungen leisten (mit zahlreichen in erster Linie stadtgeschichtlich aufschlussreichen Details, aber auch mit Einordnungen der in der Chronik angeführten Ereignisse in den größeren historischen Kontext), und einem Personenregister enthält die Monographie vor allem eine sorgfältige sprachwissenschaftliche Untersuchung.

Diese besteht zum einen aus einer Analyse der Teiltexthe der Chronik auf der textuellen Ebene, wobei eine inhaltliche Gliederung nach privaten und politisch-gesellschaftlichen Ereignissen vorgenommen wird. Die Verfasserin arbeitet die Unterschiede zwischen diesen beiden Bereichen in überzeugender Weise heraus; dabei wird deutlich, dass die Einträge zu politischen Vorkommnissen, für die den Chronisten nicht wie bei den familiären Ereignissen Formulierungsmuster zur Verfügung standen, sehr viel mehr Raum zu kreativer Gestaltung lassen (etwa in Syntax und Lexik). Zum anderen bietet die Verfasserin eine phonographematische Untersuchung, die einen Beitrag leistet zu der Frage, wie sich die Herausbildung einer einheitlichen Schriftsprache (und die Überwindung regionaler Charakteristika) im 16./17. Jahrhundert vollzieht. Sie konzentriert sich dabei vor allem auf die in diesem Zusammenhang wesentlichen Erscheinungen des Vokalismus und Konsonantismus. Bei dem in der Chronik behandelten Zeitraum (1530–1629) handelt es sich mit der 2. Hälfte des 16. und der 1. Hälfte des 17. Jahrhunderts gerade um die Zeit, in der die Vielfalt von Formen regionaler Schriftdialekte durch Ausgleicherscheinungen immer mehr reduziert wurde und eine überregionale Standardsprache entstand. Für Olmütz ist dabei besonders interessant, wie der Sprachausgleich in einer Region verläuft, in der sich ostoberdeutsche und ostmitteldeutsche Einflüsse überschneiden. Die Verfasserin kann zeigen, dass dieser Vereinheitlichungsprozess auch in der Familienchronik deutlich zu sehen ist – auch wenn diese als zunächst rein privates Dokument sehr viel mehr dialektale Züge (und orthographische sowie Formenvariation) aufweist als etwa die offizielle Schriftlichkeit der Kanzleien oder gar der Drucksprachen der Zeit. Gerade die Edition und Untersuchung solcher inoffizieller Quellen kann neue Erkenntnisse liefern, etwa zum sprachlichen Niveau

nicht-professioneller Schreiber aus dem gebildeten Bürgertum. So stellt die Edition der Chronik der Familie Hobel und ihre sprachwissenschaftliche Untersuchung einen wichtigen Beitrag zur Erforschung des Frühneuhochdeutschen in Mähren dar.

Maria Walch

Josef VINTR, Jana PLESKALOVÁ (Hgg.): *Videňský podíl na počátcích českého národního obrození. J. V. Zlobický (1743–1810) a současníci: život, dílo, korespondence / Wiener Anteil an den Anfängen der tschechischen nationalen Erneuerung. J. V. Zlobický (1743–1810) und Zeitgenossen: Leben, Werk, Korrespondenz*. Praha (Academia) 2004, 455 Seiten.

Eine kurze allgemeine Charakterisierung des rezensierten Buches findet man im ersten Absatz des Vorworts: „Der vorliegende Sammelband thematisiert in seinen Studien und durch die Edition zeitgenössischer Materialien und Korrespondenz die Anfänge der tschechischen nationalen Erneuerung, und zwar insbesondere die Rolle, die dabei das Wien der Aufklärung spielte. Im Zentrum der Forschungen stand dabei der Wiener Tscheche Josef Valentin Zlobický, ein bedeutender Patriot, von 1775 an erster Professor für tschechische Sprache und Literatur an der Wiener Universität, ein hoher Beamter in der tschechischen Registratur der Obersten Justizstelle, Zensor slawischer und vor allem tschechischer Publikationen. Gemeinsam mit ihm wurde auch die Tätigkeit seiner Zeitgenossen untersucht, ebenso das Milieu, in dem sie wirkten. Aus ihren Briefen mit tschechischen Gelehrten und Erneuerern, ihren herausgegebenen Werken und aus Zlobickýs handschriftlichem Nachlass entstand ein detailliertes Bild der tschechischen Kreise in Wien, die am Ende des 18. Jh. eingebunden waren in die Bemühungen und Polemiken hinsichtlich einer neuen Schriftsprache des Tschechischen und ihrer würdigen Stellung in der Habsburgermonarchie. Auf nicht unbedeutende Weise unterstützten sie so den sich gerade entwickelnden Erneuerungsprozess.“ (S. 11)

Diese Charakterisierung löst der Band weitgehend ein, auch wenn in dem Editionsteil nur ein kleiner Teil von Zlobickýs Nachlass veröffentlicht werden konnte und auch wenn mit Briefen nur zwei Wiener Bohemisten vertreten sind (15 deutsche Briefe von J. V. Zlobický und 3 deutsche Briefe von M. V. Šimek), wobei das Attribut „tschechisch“ bei Adressaten wie Martin Christoph Bergner, J. P. Cerroni, Gelasius Dobner, Franz Josef Graf Kinsky, Jerzy Koźmiński, Wenzel Meyer, Josef Dobrovský/Dobrowsky, Karl Rafael Ungar u.a. etwas problematischer erscheint. Manches würde für „böhmisch“ bzw. für eine noch differenziertere Attribuierung sprechen. Die Beiträge von W. Reichel, S. M. Newerkla, V. Petrbok stellen aber J. V. Zlobický in der Tat

in den weiteren zeit- und kulturgeschichtlichen Kontext der Wiener Aufklärungszeit. So rekonstruiert der Historiker Walter Reichel in seinem Beitrag „Josef Valentin Zlobický – erster Professor für böhmische Sprache und Literatur: Leben, Wirken und Verdienste vor dem Hintergrund der Aufklärung“ (S. 24–41, 115–136) anhand der Archivquellen Zlobickýs persönliche Biographie, seinen beruflichen Werdegang, seine Bibliothek sowie seinen nicht immer zweifelsfreien Charakter, wobei er v.a. auf Zlobickýs Tätigkeit als Zensor und „Wegbereiter“ von Projekten und „Türöffner“ für andere Bohemisten und Slavisten zu sprechen kommt. Der Sprachwissenschaftler Stefan M. Newerkla geht in seinem Beitrag „Josef Valentin Zlobický im Kreise seiner Vorgänger und Zeitgenossen“ (S. 42–60, 137–158) auf den weiteren Kontext des Tschechischunterrichts in Wien und der Wiener Neustadt ein. Er gibt damit nicht nur einen Überblick über relevante Institutionen und Publikationen der Tschechischlehrer sowie das darin unterrichtete und festgehaltene Tschechisch, sondern auch einen Einblick in die konkrete Stellung des Tschechischen v.a. in Bildungsinstitutionen des Habsburgerreichs dieser Zeit. Der Literaturwissenschaftler Václav Petrbok macht in seiner Studie „Der Beitrag der Bohemisten in Wien und Wiener Neustadt zur tschechischen Literaturgeschichte, Bibliographie und Bücherkunde in den Jahren 1770–1810“ (S. 80–100, 183–207) auf den damals engen Zusammenhang der im Titel genannten Fächer aufmerksam und stellt Zlobický in die Reihe hinter J. V. Pohl und V. F. Durych und vor M. V. Šimek, den er nicht allein als Zlobickýs Plagiator versteht. Der Lapsus mit dem Beitragstitel (seine Ausführungen beginnen bereits 1756, als Pohls Grammatik erschien, in der auch eine Darstellung der Prosodie enthalten ist; das Jahr 1810 verbindet Petrbok mit dem Tod Zlobickýs) wird durch die Würdigung Durychs, Zlobickýs und der Wiener literarischen Zeitschriften dieser Zeit für die Verbreitung der tschechischen Literatur und Kultur sowie durch die kühne, aber nachvollziehbare These, die Spur von Zlobický führe zu Josef Jungmann, reichlich ausgeglichen. Gemeint ist hier dabei nicht Jungmanns Wörterbuch, sondern Jungmanns *Historie literatury české* [Geschichte der tschechischen Literatur], die nach Petrbok in ihrer Gliederung von Zlobickýs handschriftlicher Bibliographie angeregt werden dürfte. Hier geht Petrbok deutlich über Schamschulas bahnbrechende, weil nicht eng bohemistische Habilitationsschrift *Die Anfänge der tschechischen Erneuerung und das deutsche Geistesleben (1740–1800)* hinaus, die er mit Vorteil einzusetzen weiß.

Der tschechischen Sprache und deren Darstellung in Zlobickýs Werk gehen Jana Pleskalová und Jarmila Vojtová nach. Pleskalová attribuiert in ihrem Beitrag „Die sprachwissenschaftlichen Interessen Josef Valentin Zlobickýs“ (S. 61–69, 159–170) zunächst die sprachwissenschaftlich relevanten Texte Zlobickýs, betont Zlobickýs Orientierung an die „progressive“ Grammatik von Thomsa (1782), wodurch er seine Wiener Kollegen sowie den damaligen

Usus geprägt habe. Angesichts der Tatsache, dass von Zlobický wenig theoretische Texten über das Tschechische und keine authentischen tschechischen Texten Zlobickýs vorliegen, rekonstruierte sie sein Tschechisch sowie seine Sprachauffassung auf der Basis von Zlobickýs Übersetzungen aus dem Deutschen ins Tschechische. Dabei stellt Pleskalová fest, dass sich Zlobický in der Phonologie und Morphologie weitgehend nach der „progressiven“ Grammatik von Tomsa richtet, während die Syntax nicht nur durch die deutsche Vorlage, sondern vielmehr durch bewusst eingesetzte Latinismen (Stellung des Verbs, des Attributs...) geprägt ist. Zlobický ist dabei allerdings im Stande, der Funktion der Übersetzung stilistisch gerecht zu werden (juristische Texte vs. Anleitung für Hebammen, Militärgrundsätze). Dies gilt weitgehend auch für den Wortschatz, bei dessen Verwendung er Dobrovskýs Kritik seiner ersten juristischen Übersetzung verinnerlichte und die von Dobrovský kritisierten Termini vermied. Nichtsdestotrotz ist gerade Zlobickýs über Dobrovský und Jungmann vermittelter Beitrag für die Entwicklung des modernen tschechischen schriftsprachlichen Wortschatzes unstrittig, wie dies die Studie „Die lexikographischen Arbeiten Josef Valentin Zlobickýs“ (S. 70–79, 171–182) von Jarmila Vojtová deutlich macht. Vojtová beschreibt darin nicht nur die handschriftlichen Ergänzungen zu den Wörterbüchern von Tomsa und Rosa, sondern auch Zlobickýs lexikographischen Umgang mit dem tschechischen Wortschatz im Manuskript seines eigenen Wörterbuches, das ein Torso geblieben ist. Diese Quellen wurden jedenfalls von Dobrovský und Jungmann genutzt und sind dadurch auch für die tschechische Sprache fruchtbar geworden.

Einen Rahmentext „Josef Valentin Zlobický – ein vergessener tschechischer Patriot aus dem Wien der Aufklärung“ (S. 13–23, 101–114) mit Querverweisen zu Spezialstudien im selben Band liefert Josef Vintř. Er stellt Zlobický in den Kontext der aufklärerischen Modernisierung des Schulwesens und der Universitäten neben Gerard van Swieten und Josef Sonnenfels und unterstreicht die praktische Ausrichtung der philosophischen Fakultät, in die sich Zlobický mit seiner „für die damalige Zeit revolutionäre[n] Methode der Sprachvermittlung“ sehr wohl einfügte. Zlobickýs Konzeption „für ein Studium der slawischen Sprachen auf der Grundlage des Tschechischen“, durch die er „J. G. Herder um mehrere Jahrzehnte zuvorgekommen“ sei, wurde „zum Vorbild auch für den Unterricht anderer lebender Fremdsprachen“ wie den der romanischen. Es bleibt allerdings fraglich, ob der von Zlobický propionierte 5monatige „Kurs“ die im Entwurf genannten Ziele (S. 239–242) wie Einblick in die Landeskunde, Geschichte, Sprach- und Literaturgeschichte (verbunden mit Lektüre!), und zwar jeweils im Vergleich mit anderen slawischen Sprachen, einlösen und zugleich der Orientierung der Fakultät am konkreten Fremdsprachenerwerb gerecht werden konnte. Diese Zweifel sollen jedoch nicht den Beitrag Zlobickýs für die tschechische nationale Erneue-

rung schmälern. Vintř weist nach, dass obwohl die Publikationen Zlobickýs eher rar waren, konnte er durch seine großzügig zur Verfügung gestellten Bücher- und Wortsammlungen, Vorlesungsmanuskripte und Ergänzungen zu Wörterbüchern sowie durch seine Kontakte andere Bohemisten und Slavisten organisatorisch wie inhaltlich in maßgeblichem Maße unterstützen. Angesichts der Bedeutung des Bandes für die tschechische und österreichische/deutsche Bohemistik und Slavistik ist es durchaus angebracht, dass der Band zweisprachig erschienen ist. Die Zweisprachigkeit und Doppeladressierung bringt aber auch Probleme mit sich. Ich denke hier nicht an den Anmerkungsapparat, der dem tschechischen Leser gerade beim einführenden Text manchmal überflüssig erscheinen mag – ähnlich wie die Feststellung, dass es sich bis jetzt die Meinung hält, „bei der Erneuerung habe es sich um eine Reaktion auf die Germanisierung und den sprachlichen Verfall der vorangegangenen sog. Epoche der Finsternis gehandelt“ (S. 101). Nicht zuletzt durch Arbeiten von Josef Vintř und Alexandr Stich, die auf die Debatten anknüpften, die lange vor ihnen von Pekař, Vařica und anderen angestoßen wurden, dürfte eine solche Meinung inzwischen doch als überholt gelten. Auch denke ich nicht an die sprachlichen Besonderheiten des Editionsteils. Während die wissenschaftlichen Studien konsequent zweisprachig sind, ist der Editionsteil einerseits konsequent zweisprachig (tschechisch-deutsche Titel und Zwischentitel), andererseits deutsch (Text der Editionsgrundsätze; sämtliche Fußnoten), tschechisch (Beschreibung der Nachlässe in Brno und Prag) sowie gemischt tschechisch und deutsch (Beschreibung der Nachlässe in Wien; Konkordanz u.a.). Dies lässt sich durch Platzmangel erklären und ist außerdem im Hinblick auf die zumindest passiv bilingualen Leser eigentlich unproblematisch. Ich denke vielmehr an die Übersetzung der Beiträge, zu der im Übrigen jegliche Angabe fehlt. Besonders auffallend ist dies bei der Übersetzung von Reichels ansonsten ausgezeichnete Studie ins Tschechische. Es geht dabei nicht um vereinzelte Kleinigkeiten. Man muss Ungenauigkeiten und Sinnentstellungen in Kauf nehmen, vgl. *böhmische Hofkanzlei* (S. 129, Fettdruck jeweils M.N.) übersetzt als [česká] *Dvorská kancelář* (S. 36), *Fremdsprachenunterricht* (S. 124) als *výuka [cizích] jazyků* (S. 32), *Einleitung zur Litteraturnotiz der vornehmsten böhmischen und mährischen Geschichtsschreiber* (S. 128) als *Úvod k literárním záznamům o nejvybranějších českých a moravských dějepiscích* (S. 35), *Geisteshaltung* (S. 129) als *názory na chování* (S. 36) u.a.m. Aus den *anderen Slawisten* (S. 132) werden anachronisch *další zahraniční [ausländische] slavisté* (S. 38). Und während Zlobický im Original mit Kaiser Joseph II. über die Genehmigung zum Bau der „Bouda“ *gesprochen haben* soll (S. 132), werden in tschechischer Übersetzung darüber gar „Verhandlungen geführt“ – *měl s císařem Josefem II. vést jednání o povolení stavby Boudy* (S. 38). Am problematischsten ist die Wiedergabe von logischen Relationen, vgl. *und kann nicht zuletzt deswegen zu*

den kündigungsten Männern seiner Zeit gerechnet werden, **auch wenn** [i když] (...) alle verbotenen Bücher in Wien unter der Hand käuflich zu erwerben gewesen wären (S. 131) übersetzt als *ho lze řadit mezi nejznalejší muže své doby, také snad proto, že* (...) všechny zakázané knihy se daly ve Vídni získat pokoutním způsobem (S. 38) u.a.m. Manche Satzverbindungen sind nur mit dem Original verständlich, vgl. *Abgesehen vom Zeitmangel infolge seiner beruflichen Verpflichtungen wird aber auch seine „Scheu vor gelehrten Zänkereyen“* (...) eine Rolle gespielt haben, die ihm vor der Herausgabe seiner Schriften eindringliche Mahnung waren, die dann der Kritik seiner Zeitgenossen ausgesetzt gewesen wären, denen er oft genug in der Rolle des Zensors begegnete (S. 128) übersetzt als *Kromě nedostatku času, způsobeného pracovními povinnostmi, patrně hrál roli i „odpor k učenému hašteření“* (...), což mu pronikavě připomínalo kritiky současníků, s nimiž se často setkával v roli cenzora a jež by odprovázely vydání jeho vlastních spisů (S. 35) [Kromě nedostatku času, způsobeného pracovními povinnostmi, patrně hrál roli i „odpor k učenému hašteření“ (...), jež mu bylo naléhavým varováním před vydáváním jeho spisů, jež by poté byly vystaveny kritice jeho současníků, s nimiž se dost často setkával [střetával] v roli cenzora] u.a.m.

Ungeachtet dessen verdient dieser ganz wichtige Band nur Lob, und zwar nicht nur für die Vermittlung von neu entdeckten und edierten Texten, sondern auch für neue Informationen und Thesen, Anregungen und Akzente. Es geht dabei um mehr als nur Würdigung der Persönlichkeit Josef Valentin Zlobickýs, des ersten Professors für die tschechische Sprache und Literatur an der Wiener Universität. In diesem Band geht es auch um einen höchst spannenden Ausblick auf weitere Erforschung des Wiener Beitrags zu den Anfängen der tschechischen nationalen Erneuerung. Indem der Band diese bisher wenig bekannten Seiten der Kultur- und Wissenschaftsgeschichte und des österreichisch/deutsch-tschechischen Zusammenlebens an den Tag legt, setzt er auch ein positives – wenn nicht politisches, so zumindest bildungspolitisches – Zeichen für das österreichisch-tschechische und europäische Zusammenleben.

Marek Nekula

Dušan DUŠEK: *Zu Fuß in den Himmel*. Aus dem Slowakischen übersetzt von Johannes Eigner. Klagenfurt (Wieser) 2003, 301 Seiten.

Warum wird ein slowakischer Prosaband ins Deutsche übersetzt? 1. Zum Beispiel, weil der Autor den Nobelpreis für Literatur bekommen hat. Das ist nicht Dušan Dušeks Fall. 2. Weil sich der Verleger einen Bestseller, also einen Sack voll Geld davon verspricht. Dušek heißt jedoch nicht Coelho. 3. Ein

Buch wird übersetzt, weil die Thematik hochaktuell ist. Was allerdings ist für deutschsprachige Leser daran aktuell, wenn jemand ein gottvergessenes Dorf im Gebiet Záhorie (Westslowakei) mit Alltagsgeschichtchen wiederbelebt und ausführlich davon berichtet, wie er, der Autor selbst, zu Zeiten des Sozialismus zwecks Renovierung eines alten Hauses jeden zweiten Tag alle umliegenden Baustoffhandlungen abgeklappert hat, um Bretter, Sand und Farben zu bekommen? Interessiert es jemanden, dass vom 9.-11. Oktober 1986 die Fenster gestrichen wurden? 4. Ein Buch wird übersetzt, da es im eigenen Land berühmt geworden ist. Akzeptiert: Dušek hat für *Zu Fuß in den Himmel* den renommierten slowakischen Tatarka Literaturpreis bekommen. Kennen Sie Dominik Tatarka? 5. Ein Buch wird aus Hilfsbereitschaft, Freundschaft oder gar aus Mitleid übersetzt. Man muss dem Autor, dem Freund, doch wenigstens eine Chance geben! Dies ist *zum Glück* hier nicht der Fall. 6. Ein slowakisches Buch wird ins Deutsche übersetzt, wenn ein Deutscher, Österreicher, Schweizer (mit Slowakischkenntnissen) per Zufall darauf stößt, sich daran festliest und schnell zu der Überzeugung kommt, dass dies einer beachtlichen Gruppe seiner Landsleute ebenso gehen könnte. Und hier sind wir bei Johannes Eigner angekommen: Eigner hat einige Jahre als Diplomat in Bratislava gearbeitet. Dušeks *Zu Fuß in den Himmel* ist seine erste literarische Übersetzung aus dem Slowakischen. Dušeks Figuren und Geschichten haben etwas Gemeinsames mit jenen seiner eigenen Heimat, sagt Eigner. Fertig ist das Buch.

Die Einschätzung dieser Übersetzung wiederum wurde für mich zu einer Pilgerreise durch bislang kaum betretenes Sprachgebiet, zu einer Art Bußgang mit einem großen einsprachigen deutschen Wörterbuch als Gebetbuch in der Hand. Der Grund dafür: Ich komme aus (Mittel)Deutschland, Eigner ist Österreicher. Unsere Pässe sind einander ähnlich, unsere sprachlichen Konfessionen trotz deutscher Sprache sehr verschieden. Optimale Voraussetzungen für einen Glaubenskrieg der Übersetzer, wenn man so will. Ich bin für friedliche Lösungen.

Das Gebiet Záhorie ist Grenzland im Dreiländereck, nur einen Katzensprung von Mähren und einen von Österreich entfernt. Sprachen sind stets Grenzgänger, selbst wenn sie nicht miteinander verwandt und verschwägert sind, zeigt Eigner: *zelér* (slowak.) ist im Österreichischem *Zeller* (dt. Sellerie), *kybl* ist *Kübel*, *majzl* ist *Meißel* und *šamrole* ist *Schaumrolle*. Dieser Transfer vom (regionalen) Slowakischen ins (regionale) Österreichische ist auch für Deutsche problemlos nachvollziehbar. *Kukuruz* (dt. Mais) sowie *Trame* (dt. Balken) in der Übersetzung kann man mit Hilfe von Slowakischkenntnissen auch noch entschlüsseln, denn auf Slowakisch heißt es *kukurica* und *trámy*. Ratlos macht (mich) Eigner mit Wörtern wie *Tuchent* oder *Plafond*. Das Wörterbuch belehrt: *Federbett* und *Zimmerdecke*.

Mit einem großen Fragezeichen im Gesicht lese ich Redewendungen wie „und doch ist es sich noch einmal ausgegangen“. Es klingt im ersten Moment

wie eine allzu wörtliche Übersetzung der slowakischen Wendung „a predsa to ešte vyšlo“. Hier belehrt wiederum der österreichische Rundfunk (unbeabsichtigt), dass diese Wendung im Österreichischen ganz geläufig ist. An anderer Stelle: Dušeks *Weisheiten der Großmutter* sind in der Übersetzung so stark in Dialekt transformiert, dass ich sie etliche Male laut lesen und dabei den Klang des Bayrischen ins Ohr rufen muss, damit schließlich klar wird: „Bluat is ka Wossa“ = Blut ist kein Wasser, „Ganslfedern machen ois wieda guat“ = Gänsefedern machen alles (?) wieder gut, „Mi kennen s'iwarol“ = Mich kennen sie überall.

Deutsch ist also nicht gleich Deutsch. Für einen mitteldeutschen oder norddeutschen Leser ist diese Übersetzung vielfach eine sprachliche Herausforderung, anders gesagt: eine Horizonterweiterung. Dies betrifft sowohl Lexik und Phonetik als auch Grammatik und Syntax. Für den österreichischen Leser allerdings hat Eigner mit der Übersetzung gewissermaßen die Grenze zum Slowakischen auf eine kleine Hecke heruntergeschnitten, die Nachbarn winken einander zu. Oder, um in besagter Region zu bleiben: Wenn die Leute auf der österreichischen Seite des Grenzflusses March slowakisch sprechen würden, so würden sie genauso sprechen wie Dušeks Protagonisten im Original. Und auf der slowakischen Seite würden die Leute wohl jenes Österreichisch sprechen, wie es Eigner vorführt. Die Angler an beiden Ufern des Flusses würden sich verschmitzt zublinzeln, als wollten sie sagen „war da was?“.

Eigners Übersetzung ist ein Beleg dafür, wie wichtig es ist, *wer* übersetzt, vor allem welchen regionalen Wortschatz der Übersetzer zur Verfügung, in welchem Kontext er sich bewegt. Selbst mit perfektem Handwerk und exzellentem Sprachgefühl stößt man vor allem dort an Grenzen, wo das Original durch Dialekt, Slang oder andere spezielle sprachliche Mittel stark geprägt ist. Hier ist eine besondere Art der Transformation des Textes gefragt und infolgedessen eine reale Selbsteinschätzung des Übersetzers, was seine ganz persönlichen sprachlichen Mittel betrifft. Eigner konnte hier bedenkenlos weitergehen, denn er musste nach einer geeigneten regionalen Sprache nicht erst lange suchen. Nehmen wir ganz allgemein die österreichischen Suffixe *-erll-erln* (*Geschichterl, Weckerl, Patscherln*), die wunderbar den slowakischen Diminutivsuffixen *-ka, -ko* etc. entsprechen. Dem in Mittel- und Norddeutschland gesprochenen Deutsch mangelt es genau an solchen Suffixen, bzw. die deutschen Diminutivendungen geben den Wörtern einen anderen Anstrich.

Johannes Eigner hat Dušek auch dahingehend adäquat übersetzt, dass er eben nicht auf Biegen und Brechen alle umgangssprachlichen Wendungen des slowakischen Originals auch im Österreichischen umgangssprachlich wiedergegeben hat. Mitunter gibt er Umgangssprache in Hochsprache wieder, doch auch umgekehrt, so ist dies letztendlich ausbalanciert, Dušeks Sprache

und der Erzählfluss des Originals bleiben erhalten. Sichtbar amüsiert hat sich Eigner wohl beim Übersetzen von derben Wendungen wie: „nazdravičko stará píčko“ – „Prosterl, olt's Fotzerl“. Geschickt hat er Ausdrücke wie *1. apríi – Deň vtákov* gelöst, indem er *Tag der Vögler* (und nicht „Vögel“) daraus gemacht hat, wodurch die Zweideutigkeit erhalten blieb. Genau an diesen Stellen wird die Sorgfalt sichtbar, mit der Johannes Eigner an der Übersetzung gearbeitet hat, eine stille Sorgfalt, die viel Respekt verdient. Mit viel Fantasie hat Eigner gereimte Verse nachgedichtet und dabei genau jenen Ton von hausgemachten Reimen getroffen:

Smutné časy nastaly,	Traurige Zeiten sind gekommen,
pol štátu nám sobraly,	man hat uns den halben Staat genommen,
Chamberlein sie smyslel,	Chamberlein hat nachgedacht
Hitlerovi poradil.	Und es dem Hitler leicht gemacht.

Es schadet dem Buch etwas, dass es nicht gründlich genug lektoriert oder redigiert wurde. Ins Auge fallen ungewöhnlich viele „künstliche“ Trennstiche im laufenden Text. Der Lektor hätte den Text auch hier und da noch einer Kosmetik unterziehen können. Zum Beispiel hätten es ein paar Artikel mehr sein können, an denen das Deutsche bekanntlich nicht spart, außerdem holpern kurze Wendungen wie *und noch* oder *wie denn sonst* als Übersetzungen des slowakischen *a ešte* und *ako ináč* in meinen Ohren ein wenig. Doch auch hier ist Vorsicht angesagt, denn wenn Eigners Übersetzung uns eines auf ganz besondere Weise lehrt, dann vor allem dies: Das Deutsche variiert im deutschen Sprachraum von Land zu Land, von Region zu Region. Ein Anspruch auf *das* richtige Deutsch ist hinfällig. Die eigene Wahrnehmung des Textes ist an *einer Version* des Deutschen orientiert, der Variationen gibt es viele. Es gilt zum einen, ein wenig Demut zu üben und zum anderen, sorgsam hinzuhören, ob der Text in sich stimmig klingt – selbst da, wo die Melodie ungewohnt scheint. Eigners Übersetzung verunsichert ein wenig, nimmt mir gewissermaßen etwas vom sicher geglaubten Werkzeug zur Beurteilung von Übersetzungen aus der Hand. Was bleibt, ist ein Eindruck:

Die Region Záhorie liegt, so sagen die Slowaken, „za horami“ – „hinter den Bergen“. Sie ist eine ganz eigene Welt. Laut Dušek geht man dort *pešo – zu Fuß*. Vielleicht, damit man Zeit hat alles genau zu beobachten, wie es der Autor vorgeführt hat. Záhorie ist zugleich eine sehr zentrale Region, hier werden sowohl geografisch als auch historisch und dazu sprachlich Grenzen überschritten. Diese beiden Aspekte werden in Dušeks Geschichten und Begebenheiten deutlich.

Diplomat sein bedeutet – so jedenfalls stelle ich es mir vor – in einer ganz eigenen Welt zu leben: man ist im Ausland und bleibt zugleich Bürger des Heimatlandes. Man kann in die andere Sprache eintauchen, doch auch die

Muttersprache bleibt. Keine Ahnung, ob Johannes Eigner sein Bratislavaer Büro öfter verlassen hat und aufs Land, in Dušeks Landstrich gefahren ist. Fest steht, dass er per Wort gemeinsam mit Dušek *zu Fuß* durch das Záhorie-Gebiet, durch die tschecho-slowakisch-österreichische Geschichte gewandert ist. Mit ganz eigenen Worten ist Eigner in Geschichten herumspaziert, die sich (vielleicht abgesehen von der sozialistischen Mangelwirtschaft) auch in seiner Heimat hätten zutragen können. Diese Übersetzung ist ein überraschender Verweis auf regionale Wechselbeziehungen, auf Elemente der verwobenen und doch auch unterschiedlichen Geschichte. Auch hier hat sich Eigner als Diplomat verdient gemacht.

Andrea Koch

Lenka REINEROVÁ: *Närrisches Prag. Ein Bekenntnis*. Berlin (Aufbau) 2005, 160 Seiten.

Die Prager Ehrenbürgerin Lenka Reinerová hat erneut ihr Prager Traumcafé verlassen und flanirt durch das Prag der Wendezeit, einen fiktiven Dialog mit dem alten Weggenossen, dem früh verstorbenen ‚rasenden Reporter‘ Egon Erwin Kisch führend. Und an dramatische Ereignissen fehlt es im Leben der letzten Vertreterin der Prager deutschen Literatur wahrlich nicht, in deren Werk man viel über Glanz und Niedergang des deutsch-tschechisch-jüdischen Zusammenlebens dieser faszinierenden mitteleuropäischen Metropole erfahren kann. „Die deutsche Bevölkerung ist nicht mehr im Land, die jüdische nicht mehr auf der Welt,“ (28) so das lakonische Fazit. Auch bei Reinerová ‚kafkat und werfelt, brodeln und kischt‘ es. Der Leser wird an Erinnerungsorte geführt, die auch Reinerová lange verschlossen waren, wie vergebliche Anläufe eines Besuches in Haus Nr. 7, Melantrichgasse, die erste eigene Wohnung, zeigen. Erst mit Hilfe eines Fernseheteams gelingt der Schritt über die Schwelle: „Kann man in zwei Sätzen das Tohuwabohu in seinem Innern schildern? Das Neben-, Mit- und Durcheinander von Bildern, Geräuschen, sogar Gerüchen, auch Klängen oder an die Stille, die nachts über die schweigenden Prager Dächer durch das offene Fenster hereindrang und sanfter wirkte als ein Wiegenlied?“ (75)

Vor dem Hintergrund privater Erinnerung erscheint eine andere Geschichte Prags, das „neben seinem würdevollen Alter und seinen historischen Werten auch ein sonderbar närrischer Ort“ (12) ist. Aus dem Café Arco, Treffpunkt der Prager deutschen Literaten, wurde eine Betriebskantine für Angestellte der Polizei, bei Kisch fehlt erneut der Kopf, zum zweitenmal wurde der Bronzekopf auf der Grabstele entwendet, aus dem Kisch-Café in der Celetná wurde ein Porzellanladen, aus dem Wohnhaus heute ein ‚Sex-Machine-Museum‘, die ehemalige Synagoge beherbergt eine Gebetsstätte der Korean

Church und das Reinerová aus der Zeit der stalinistischen Verfolgung wohl bekannte Gefängnis in Ruzyně, in dem sie 15 Monate mit meist verbundenen Augen verbringen musste, fungiert für Außenstehende als ‚Zweck-Wirtschaft‘. Ein närrisches Prag eben!

Es ist ein emotionales Bekenntnis zu Prag, dem Ort, dem Lenka Reinerová immer verbunden blieb, gerade auch in den schwierigsten Zeiten des Exils in Frankreich, in Marokko und in Mexiko. Und wie in ihren anderen Werken gelingt der Autorin auch hier die Verbindung zwischen privater Erinnerung und der Dramatik der Geschichte im Zeichen totalitärer Verfolgung.

Steffen Höhne